Die Hoffnung und das Leid

Ein Gespräch mit Albert Camus
(Zum 10. Todestag am 4. Januar 1970)

Heino Sonnemans, Bonn

„Es gibt keine Liebe zum Leben ohne Verzweiflung am Leben"[1]. „Alles, was das Leben steigert, vermehrt zugleich seine Sinnlosigkeit"[2]. Albert Camus liebte das Leben, und weil er es liebte, verzweifelte er daran. Denn alles, was die Freude am Leben und damit das Leben selbst steigert, läßt um so deutlicher die Frage nach dem Sinn dieses Lebens aufkommen.

Woher kommt diese Frage? Sie erhebt sich angesichts der Not, des Leidens und schließlich des Todes. Die Frage nach dem Sinn kommt auf, weil vieles als sinn-los erfahren wird.

Aber das ist nur ein Grund. Nicht nur die Sinnlosigkeit des Leidens vermehrt die Verzweiflung am Leben, sondern selbst die Steigerung des Lebens und seine Entfaltung. Denn hinter dem Leben lauert der Tod, der keine Hoffnung läßt. Der Tod vernichtet schließlich nicht nur das welkende Leben, sondern auch das blühende und gereifte, das böse wie das unschuldige. Es ist der unentrinnbare Tod und „das klare Wissen um einen Tod ohne Hoffnung"[3], die die Verzweiflung besiegeln. Solcher Tod macht das Leben absurd.

Macht er es aber ganz sinnlos? Oder entbehrt es zwar einer Sinn-*fülle*, doch nicht jeglichen Sinnes? Camus versucht darauf zu antworten und beschreitet damit einen schwierigen Weg. Er versucht unserem Leben als Menschen in dieser Welt einen Sinn zu geben, der unabhängig ist von einem ewigen Leben, unabhängig von einer Hoffnung; er versucht etwas von seinem Wert auf immer zu erhalten, einen Sinn aber, der nicht erst durch Hoffnung auf ewiges Leben begründet wird. Er will angesichts des Bösen einen Sinn retten – ohne Rückgriff auf eine spätere Entschädigung für das Leid des Heute. Dieser Sinn macht das Leben zwar nicht sinn-*voll*, aber er bewahrt vor der praktischen Verzweiflung.

Camus hält redlich eine konsequente Position: Da er nicht glauben kann, daß ein allmächtiger und allgütiger Gott sich tatenlos verhält angesichts

---

[1] A. Camus, *Literarische Essays (Licht und Schatten, Hochzeit des Lichts, Heimkehr nach Tipasa)*, Hamburg o. J., 68.
[2] A. a. O. 105.
[3] A. a. O. 89.

des Unmenschlichen und des Bösen, bekennt er sich auch nicht zu einer Hoffnung auf ein anderes Leben. Jenes Leben könnte nämlich nur von Gottes Gnaden und seiner Liebe sein, von denen heute nichts zu spüren ist, auf die man deswegen auch nicht bauen kann. So wird nicht die *Verzweiflung* zur Sünde am Leben, sondern die *Hoffnung auf ein anderes Leben,* weil dadurch diesem Leben der Ernst genommen wird. „Wenn es eine Sünde gegen das Leben gibt, so besteht sie vielleicht nicht so sehr darin, an ihm zu verzweifeln, als darin, auf ein anderes Leben zu hoffen und sich der unerbittlichen Größe dieses Lebens zu entziehen ... Aus der Büchse der Pandora, in der alle Übel der leidenden Menschheit wimmelten, ließen die Griechen als letztes und schrecklichstes die Hoffnung schlüpfen. Ich kenne kein erschütternderes Symbol. Denn hoffen heißt zuletzt entsagen, wenn man auch das Gegenteil zu behaupten pflegt. Und leben heißt: nicht entsagen"[4].

Camus meint also, daß durch die Hoffnung ein Verzicht ausgesprochen werde. Dieser wiederum habe die Minderung des Lebens zur Folge, weil solche Hoffnung nicht auf das Heute, sondern auf die Zukunft blickt. Er meint, Hoffnung finde sich ab, sie tröste sich mit einem anderen Leben. Dann hieße Hoffnung Resignation im Hier und Jetzt, hoffen wäre verzichten. Und eben das will Camus nicht. Obwohl alles vergeht und trotz aller Sinnlosigkeit will er dem Heute einen Sinn geben, indem er das Menschliche, den Menschen zu retten versucht. In der Liebe zum Menschen, durch die Hoffnung auf die Rettung seiner Menschlichkeit in diesem Leben wird die tatsächliche Verzweiflung überwunden. Die vielen Lebenshoffnungen (auf Frieden, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit) gewähren einen Teilsinn, der allerdings nicht über die endgültige Hoffnungslosigkeit (einen Tod ohne Leben) hinwegtäuscht und hinwegtäuschen soll. Camus will einen Menschen retten, der letztlich verloren ist.

So arbeitet er sich zu einer menschlichen Größe empor, die Gabriel Marcel einmal als absurdes Heldentum bezeichnet hat. Denn zweifelsohne handelt es sich um eine Redlichkeit, die uns Bewunderung abringt. Die Rettung des Heute des Menschen geschieht um des Menschen willen, ohne Blick auf Lohn oder Belohnung und Bewahrung oder Erhaltung eines Wertes für immer. „Die Welt hat keine anderen Seinsgründe als die des Menschen, und ihn muß man retten, wenn man die Vorstellung retten will, die man sich vom Leben macht ... es heißt ihn (den Menschen) nicht verstümmeln und es heißt, der Gerechtigkeit, die er sich als einziger vorzustellen vermag, ihre Chance gewähren"[5]. Die Klarheit solcher Haltung läßt

---

[4] A. a. O. 105 f.
[5] So Scipio in „Caligula".

nichts zu wünschen übrig. Sie ist frei davon, sich festzuhalten oder etwas über den Vollzug ihres Menschseins hinaus zu erwarten. Sie ist Liebe. Und muß diese Liebe nicht verzweifeln? Nicht nur weil sie sich machtlos sieht gegenüber dem Bösen, sondern noch mehr weil sie als Liebe dem Tod ausgeliefert ist, weil sie nicht dauert, obwohl in aller Liebe ein Versprechen von Ewigkeit liegt? Verzieht sich das Antlitz der Liebe nicht zu einer grausam höhnenden Fratze, aus deren Augen der Tod blickt? Soll man da nicht verzweifeln? Mir scheint, daß es eine zutiefst menschliche Erfahrung ist, die viele dunklen Stunden durchzieht, daß die Liebe zum Leben die Verzweiflung an eben diesem Leben vermehrt.

Gibt es ein Licht, das dieses Dunkel, wenn nicht vertreiben, so doch vielleicht erhellen kann? Wir können unmöglich über das Böse in all seinen Erscheinungsformen hinwegsehen. Denn entweder nehmen wir es nicht ernst, verharmlosen es – dann verhöhnen wir die Elenden und uns selbst. Und dagegen hat Camus zu Recht seine Stimme erhoben. Sein Platz war auf der Seite der Elenden und Erniedrigten. Sie brauchen auch uns. Oder aber wir versuchen, das Elend durch die Hoffnung „aufzuwiegen". Aber das will nur schlecht gelingen. Wenn es einen gütigen Vater gibt, der weiß, daß wir Not leiden, warum hilft er nicht? Schläft er etwa? Hat er vielleicht vergessen, für uns zu sorgen?

Die Entschuldigung des Bösen würde einen guten Gott zu einem Sadisten machen. Es gibt für das Böse keine Entschuldigung, eben weil Gott – wenn es ihn gibt –, und er allein, gut ist. So gibt es keine Hoffnung. Sie wäre ein trügerischer Trost. Camus sagte seinen Gastgebern im Dominikanerkloster Latour-Maubourg in Paris (1948): „Ich empfinde das gleiche Grauen wie Sie vor dem Bösen, aber ich habe nicht die gleiche Hoffnung"[6]. Nur jenseits der christlichen Hoffnung kann das Böse so unüberbietbar scharf empfunden werden, obwohl anderseits das Kreuz Jesu ihm eine neue und tiefere, allerdings auch ärgerniserregendere Dimension verleiht, weil es als Kreuz doch schon den Sieg über das Böse darstellt. Jenseits des Christentums triumphiert entweder das Böse und mit ihm der Mensch als Unmensch, oder aber – so meint Camus – der Mensch nimmt seine schwachen Kräfte zusammen zu einer Revolte aus Liebe zum Menschen. Da wird die Verzweiflung erfinderisch für Hoffnungen in diesem Leben, aber zuletzt bleibt die Abdankung vor dem Absurden: dem Bösen, dem Tod.

Aus Streben nach Wahrhaftigkeit, aus unstillbarer Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Glück und Frieden, die das Antlitz dieser Erde prägen sollen, verweigert Camus die Hoffnung, weil die Güter dieser Welt nicht auf

---

[6] Zitiert bei H. Flügel, *Albert Camus – die metaphysische Revolte*, in: *Weltgespräch* 5, *Moderner Atheismus und Moral*, Freiburg 1968, 28.

später zu verschieben sind. Weil er die Menschen liebt, kann er nicht auf einen Gott hoffen, der die Menschen lieben soll, aber untätig bleibt. So kann man verstehen, daß er meint, nichts sei törichter auf der Welt, als für eine Liebe zu *sterben; leben* müsse man für sie[7]. Denn nur die tätige, die gelebte Liebe gebe dem Leben einen Sinn, eine Liebe, die bis zur Feindesliebe gehen kann. Am 15. 3. 1945 mahnt er: „Es gilt, die vergifteten Herzen zu heilen. Und morgen werden wir den schwersten Sieg, den wir über den Feind zu erringen haben, in uns selbst erkämpfen müssen, dank jener höherstrebenden Anstrengung, die unser Verlangen nach Gerechtigkeit verwandeln wird . . ."[8].

Solche Werte machen das Leben lebenswert, wenn sie es auch nicht aus seiner Absurdität befreien können. Doch geben sie ihm einen Teil-sinn, der es nicht sinn-los erscheinen läßt. Aber wird diese Anschauung genügen, um auch dann noch als Antwort gelten zu können, wenn alle Bemühungen scheitern, wenn das Unheil um sich greift und das leidvolle Dunkel sich wie die Pest ausbreitet? Sicher dürfen wir sagen: diese Bemühungen haben ihren Sinn, weil nichts umsonst ist, selbst wenn nichts bleiben wird.

Können wir noch weiter kommen? Gibt es in der Hoffnung des Christen ein Licht, das hier voranleuchtet und wenigstens einen kleinen Strahl ins Dunkel schickt? Oder aber ist die Hoffnung wirklich nur eine Erfindung, die uns täuscht und das Leben nicht ernst nehmen läßt, ein noch nicht entmythologisierter Mythos? Wir können uns diesen Fragen nicht entziehen. Gerade ein Christ kann den Widerspruch zwischen dem vorsorgenden Vater und dem Bösen in der Welt nicht hinnehmen. Er muß Stellung beziehen, sei er in der Lage des Job oder – vermeintlich – in der seiner Freunde: betroffen ist er immer. Als Christ muß er klagen und anklagen, wie der rechtende Job, den Gott selbst als gerecht befand, während er seine eigenen Verteidiger als Lügner entlarvte. Die Sinnlosigkeit des Heute kann nicht aufgewogen werden durch die Hoffnung auf eine zukünftige Vollendung. Das wäre ein Verrat am Menschen, an Gott und an der Hoffnung.

Der Mensch sucht einen Sinn des Lebens, das er heute lebt. Es wäre wohl vermessen, solchen Sinn vorschnell durch die Vorsehung Gottes gegeben zu sehen. Denn einmal können wir Gottes Pläne nicht durchschauen, weil sie Gottes sind, und dann müssen wir auch mit jenen Kräften der Vernichtung und der Selbstzerstörung rechnen, die mit unserer Freiheit freigesetzt werden. Neben Entwicklung gibt es Deformation, neben Auf-

---

[7] Vgl. A. Camus, a. a. O. 111.
[8] Zitiert bei M. Lebesque, *Albert Camus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten,* Hamburg 1960, 72.

bau Zerstörung. Dennoch: Alle Leiden können nicht entschuldigt werden. Wir täten sonst das gleiche wie die unlauteren und falsch-apologetischen Freunde Jobs. Das wäre neben einem Verrat am Menschen, wie gesagt, ein Verrat an Gott und an der Hoffnung. Denn Hoffnung ist nicht Verzicht. Unser Hoffen bezeugt zwar, daß wir das Erhoffte nicht haben, aber doch „nur" *noch* nicht haben. Wenn wir versuchen, uns mit der Hoffnung auf ein zukünftiges Heil zufriedenzugeben und damit die Heillosigkeit des Heute übergehen, dann tun wir nicht, was wir sollten. Denn nichts erlaubt uns im Hinblick auf Gottes Heilshandeln in der Zukunft, auf das Heil des heutigen Tages zu verzichten. Es kann nicht im Sinne Gottes und eines christlichen Verständnisses sein, wenn wir hier zu harmonisieren versuchen. Im Gegenteil: Um der einzigartigen Güte Gottes wegen müssen wir hier revoltieren.

Erst nach dieser Revolte, nach einer Klage und Anklage, ja auch nach einer Sorge um den Menschen, die „jenseits von Lästerung und Gebet vereint" (Camus, Die Pest), scheiden sich die Wege. Dann erst werden Hoffnung und Verzweiflung unsere Entscheidung herausfordern, die eine schwere ist. Wer den Kelch des Bösen nicht an sich vorüberschickt, sondern trinkt, wer in ein Meer des Leidens versinkt und dann noch rufen kann: „Gott, warum schläfst du? Wach auf und verwirf nicht auf immer" (Ps 43, 24), der glaubt noch – wie Job – in all seiner Not, daß ihm ein Anwalt lebt (Job 19, 25). Der weiß sich in all seinem Elend noch einem Du gegenüber. Er wird danken, daß er das noch glauben kann. Ist es doch „unglaublich", daß die Welt nach Jesu Tod und Auferstehung, die den neuen Äon brachten, dennoch der Macht des Bösen so ausgeliefert bleibt. Damit wird die Existenz des Bösen nach-christlich noch verschärft.

Aber das mysterium iniquitatis umgibt schon Jesus als Job des Neuen Testaments, als „Knecht Gottes": Er ist „wie einer, vor dem man sein Angesicht verhüllt" (Jes 53, 3), „unmenschlich entstellt war sein Aussehen" (Jes 52, 4), „einer, den Gott getroffen und gebeugt hat" (Jes 53, 4), „obgleich unschuldig" (Jes 53, 9) – wie Job. Jesus widerfuhr eine Gottverlassenheit, wie sie der Job des Alten Testamentes nicht kannte. Jener wußte sich immer noch geborgen im anwesenden Gott, dem letztlich rettenden: „Ich weiß, daß mir ein Anwalt lebt" (Job 19, 25). Jesus mußte den Kelch bis zur Neige trinken: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Ps 22, 2 – Mt 27, 46). Zwar ruft er auch noch den an, der ihn verlassen hat und ferne ist, es bleibt die dialogische Struktur erhalten, das Du als anzurufendes. Aber die Erfüllung, Wiederherstellung und Überbietung, wie sie Job im Leben zuteil wurde, blieben Jesus versagt. Und schon im Leiden unterscheidet er sich von Job: er erlebte den abwesenden Gott. Erst nach dem Ende erstand das Leben, indem Gott ihn von den Toten

auferweckt hat (1 Kor 6, 14, vgl. 15, 4). Seine Herrlichkeit ist nicht die dieses Äons. Auch wir haben nur Hoffnung auf Herrlichkeit (Kol. 1, 27), die Christus ist. Sicherlich können wir wie Job auch Gottes Güte und Gegenwart erfahren, wir können mit dem Blick auf Jesus Trost und Hoffnung schöpfen, aber wir müssen auch damit rechnen, daß wir aufgerieben werden, in eine extreme Lage kommen können, deren Sinn für uns ein Unsinn bleibt, gerade wenn wir auf Jesus blicken. Und auch wenn wir verschont bleiben sollten, entbindet uns das nicht von der Verantwortung unseres Hoffens für die anderen, durch deren Leid wir ja mitgetroffen und betroffen sind. In seinem Leiden wurde Jesus solidarisch mit den Leidenden aller Zeiten, Knecht Gottes, ein geschlagener Freund – unser Freund.

Unsere Solidarität des Leidens wird deswegen nicht aufgehoben. Leid ist und bleibt Ärgernis und Torheit, auch für den Christen, gerade für ihn, weil ihm Gottes Weisheit verborgen bleibt und ihre Offenbarung in Jesus im dunklen Geheimnis einer sterbenden, aufgeriebenen Liebe nochmals verhüllt ist. Denn weder die Herrlichkeit noch die Schau der Gestalt dieser Herrlichkeit sind uns gegeben. Darin liegt das Problem der gebrochenen Erfüllung. Denn einmal glaubt der Christ, daß schon ein für allemal (Hebr 7, 27; 9, 12; 10, 10) der Sieg davongetragen ist, daß Emmanuel da ist, Gott-mit-uns (Mt 1, 23) ist, und dennoch erfährt er ihn als verborgenen, entfernten, abwesenden; bestenfalls vor uns.

Wer kann schließlich verstehen, daß es Gottes *Liebe* war, die den Sohn den Tod am Kreuz sterben läßt (vgl. 1 Jo 4, 9 f.)? Dieses Ärgernis aller Ärgernisse enthüllt seinen Sinn nicht durch sich selbst, d. h. im Leid, im Dunkel, sondern erst, nachdem es bis zum Ende getragen und ertragen wurde. Und hinter dieses Ende können wir nicht kommen. Eben deswegen bleibt es ein Ärgernis. Weil wir aber glauben, daß der Karfreitag nicht Ende besagt, sondern Anfang, daß das sterbende Samenkorn viele Frucht bringt, kann dieser Glaube zur Triebfeder einer heiligen Ungeduld werden, die je länger desto lauter ruft: Dein Reich komme (Mt 6, 10), nachdem uns seine Gegenwart als schon mitten unter uns (Mt 12, 28) verkündet wurde.

Dieser Glaube ist's, der uns immer wieder revoltieren läßt. Er erweckt Hoffnung, die sich mit dem Gegebenen nicht zufriedengeben kann, die auf das heutige Heil nicht verzichtet und deswegen klagt und anklagt. Wir Christen teilen mit Camus die Sorge um den Menschen, eine Gemeinsamkeit, die selbst Gott nicht zu scheiden vermag (Camus, Die Pest). Wir teilen das Grauen vor dem Bösen, dessen „Sinn", gerade christlich gesehen ein Un-sinn bleibt. Uns unterscheidet die Hoffnung. Nicht die Hoffnung,

die dem Bösen nun durch eine Hintertür doch noch einen Sinn gibt, sondort auf, wo die Furcht des Herrn den Menschen ergreift. Sie ist ja Wesens-Leben schaffen wird, einen neuen Himmel und eine neue Erde.

Aber gerade wenn wir es ernstnehmen, daß Gott gut ist und für uns sorgt, daß er weiß, wessen wir bedürfen, wenn wir glauben, daß Jesus ein Erweis der Liebe Gottes ist, dann wird das Vorhandensein aller Not immer ärgerniserregender. Nicht eine Rechtfertigung, sondern eine Klage gereicht Gott zur Ehre, und nur eine Anklage kann eine Ehrenrettung Gottes sein, seine Rechtfertigung. Weil nur sie Gott ernst nimmt. Und nur dieser Gott kann Fels des Wagnisses unseres Hoffens werden, das auf zwei Schultern trägt: Es trägt am Bösen in der Welt, und es trägt am Glauben an die Güte Gottes. Endlich wird dieses glaubende Hoffen den Menschen tragen, einen Menschen, der sich durchgerungen hat zu einem – nicht absurden, aber doch – „törichten" Heldentum: zum Vertrauen auf den, den er anklagt. Er darf sich mit Job und Jesus solidarisch wissen – bis in die Gottverlassenheit. Daß Glaubenkönnen ein Geschenk ist, wird hier deutlich, auch wenn solcher Glaube von viel Dunkel umgeben wird. Wenn wir das Ärgernis des Bösen stehenlassen, haben wir vielleicht eine Chance, glaubwürdig zu sein und selbst, ohne falschen Kompromiß, im Heute zu glauben, uns aufzuraffen zu einer neuen Hoffnung, die nach und in allem Tun letztlich nichts anderes ist als der Glaube an Gottes Liebe.

Atheismus als Modell christlicher Gottesbegegnung

Josef Sudbrack SJ, München

Man täusche sich nicht: Was heute als Krise in der Kirche apostrophiert wird, ist nur die Oberfläche eines tieferen Fragens und Suchens nach Gott. Wer nicht eingeht auf die Provokation der „Gott-ist-tot-Theologie" (so lächerlich, bis zur Banalität, ihm auch manche ihrer Bestseller vorkommen), kann nur Symptome diagnostizieren, niemals aber auch nur einen Schimmer vom Kern der Debatte erhaschen.*

---

* Der Essai ist das Nebenprodukt einer größeren, genauer belegten Arbeit: *Auf der Suche nach der christlichen Identität.*